

René Koch

GESTERN WIRD ES NIE MEHR WERDEN.

Mein Leben, meine Sünden, meine Zeit

Eine autobiographische Erzählung
Aufgeschrieben von Steffen Damm

B|S
&

SIEBENHAAR VERLAG

Mein Déjà-vu

Ein altes Sprichwort sagt
die Zeit vergeht – die Zeit heilt alle Wunden
Doch diese platzen in der Krise wieder auf
Und ich erinnere mich an jene Stunden
Wo wir als Kinder spielten in Ruinen
Wir spielten Räuber und Gendarm
In den zerbombten Häusern
Und, was vom Krieg noch übrig war

Erinnern kann ich mich genau
Unser Viertel nur noch Grau in Grau
Endlich war der Krieg vorbei
nach sechs sinnlos harten Jahren
glaubten wir, dass jetzt für immer Frieden sei
Hoffnung blühte auf
in unserer Kinderseele
So wie die Blumen auf den Wiesen
Und die Knospen an den Bäumen

Wir Kinder hatten keine Schuld an diesem Krieg
Wir wollten einfach träumen
Von Himbeereis und Schokolade
Von einer warmen Stube und von festen Schuh'n
Und waren glücklich, wenn in Mutters Armen
Wir konnten ohne Angst in Frieden ruh'n

Jetzt, jetzt sind wir groß und wissen
Kriege bringen keinen Sieg, auch nicht den Siegern
Kriege bringen neuen Hass mit neuen Kriegern

René Koch

INHALT



7	Ich sollte abgetrieben werden
17	Der Bub sollte ein Mädels werden
22	Anders als andere
35	Wenn die Hormone sprießen
49	Die Nacht ist nicht allein zum Schlafen da
62	Freitags waren Razzien
69	Vom Nachtclub zum Tante-Emma-Laden
76	Liebesaus
78	Zurück in die Glitzerwelt
86	Mit dem Beautykoffer on tour
111	Die Herren Damen lassen bitten
123	Das wilde Berlin
142	Eine Insel, die wieder Festland wurde
156	Diven sind wie Kampfhunde – wer Angst hat, wird gebissen
177	Als Hildegard Knef vom Affen gebissen wurde
194	Das Phänomen Walz
208	Nein zur Stigmatisierung
226	Vom Lippengift zum Lippenstift
237	Happy Aging statt Anti-Aging
246	Abgerechnet wird am Schluss
254	Text- und Bildnachweis, Impressum

ICH SOLLTE ABGETRIEBEN WERDEN



GEBURT UND KINDHEIT

Vor unserem ehemaligen Wohnhaus in der Augustastraße in Schwetzingen stehe ich vor laufender Kamera und erzähle von früher. Dort dreht 1999 das Bayerische Fernsehen für die erfolgreiche TV-Reihe „Lebenslinien“ einen Dokumentarfilm über mein Leben mit dem Titel „Die Kunst des schönen Scheins“. Da kam es zu einer wunderbaren, zufälligen Begegnung: Eine ältere Frau kommt aus dem Nachbarhaus, die mir irgendwie bekannt erscheint. Als ich sie anspreche, stellt sich heraus: Sie hatte früher eine Bäckerei ganz in der Nähe. Heute ist hier nur noch ein Supermarkt. Ja, wo sind sie geblieben, die kleinen, mir so vertrauten Geschäfte der Schneider, der Schuster, die Gärtnerei? Und wo sind die spielenden und lachenden Kinder auf der Straße mit ihren Bällen, Murmeln und Rollschuhen? Jetzt sehe ich nur parkende Autos! Der Redaktionsleiter, Dr. Raimund Koplín, fragt die betagte Seniorin: „Kennen Sie denn den René noch?“ Sie fragt zurück: „Wen?“ Darauf ich: „Ich bin doch der Rainer Koch aus der Nr. 11.“ Sie antwortet in schönstem Kurpfälzisch und zunächst ganz leise: „Ja, natürlich!“ Dann laut und bestimmt, fast schrill: „Der war wie zwee Määdle. Der konnt’ stricke, nahe unn alles – besser wie die Määdle!“

An dieser kleinen Episode kann man zwei prinzipielle Dinge erkennen, die viel mit meinem Leben zu tun haben. Erstens: Es ist wichtig zu wissen, wo man herkommt. Das heißt ja nicht, dass man dort bleibt, sondern nur, dass man den Anfang nicht vergisst – die Orte, an denen man die ersten Spuren hinterlassen hat, und die Menschen, die diese ersten Schritte geprägt und begleitet haben. So oder so. Das sind, nicht nur in meinem Fall, die engeren Familienangehörigen, allen voran die Eltern, dann die Freunde und Bekannten, die Nachbarn, die Lehrer. Alle aus dieser Gegend, der Region Baden. Da komme ich her. Zweitens war bei mir offenbar schon früh zu erkennen, wohin die Reise gehen würde. Ein Bub „wie zwee Määdle“! Nicht eins, sondern zwei. Ein doppeltes Lottchen in Hosen – oder nicht mal das! Es ist nun einmal so, dass ich von Kindesbeinen an dem Weiblichen, dem Femininen in mir einen breiten Raum gegeben habe. Was heißt ich, es war meine Mutter, die mir schon als Kleinkind in die Haare mit Lockenwicklern eine Tolle zauberte. Ich sah aus wie eine Käthe Kruse-Puppe, und die Leute auf der Straße sagten bewundernd „Das ist aber ein hübsches

Mädchen!“ Also es war im Grunde gar keine Frage, es war nichts, dass sich nach und nach herausgebildet und irgendwann zu einer Form gefunden hätte. Es war von Anfang an eine Symbiose aus ihren Wünschen und meinem Sein. Daran gab es nicht den geringsten Zweifel – ich verhielt mich so, alle anderen nahmen mich so wahr, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt. Und das war es ja auch, irgendwie. Mir wurde früh bewusst, dass es mir Spaß machte, anders zu sein als andere Kinder, wie zum Beispiel mein Bruder, der wie ein richtiger Junge in Pfützen sprang und Fußball spielte. Ich dagegen liebte den extravaganten Style, in den mich meine Mutter hüllte und genoss den Applaus und die Aufmerksamkeit meiner Mitmenschen. Ein Bub, ja, sicher. Aber einer, der sich der Schönheit zuwandte, der den schönen Schein dem grauen Alltag vorzog. Und dessen Talente darin lagen, diesen schönen Schein hervorzubringen, immer und immer wieder. Auf diesem Gebiet war ich wirklich gut, „besser wie die Määdle!“

Doch der Reihe nach. Als ich geboren wurde, war der Alltag so grau, wie er nur sein konnte. Meine Heimat lag buchstäblich in Trümmern. Denn das Land, in das ich hineingeboren wurde, hatte einen verheerenden Krieg angezettelt. Und jetzt hatte es dafür die Folgen zu tragen. Die meisten größeren Städte in meiner Heimatregion waren zerstört, manche von ihnen, wie Mannheim, fast vollständig. Das hing damit zusammen, dass hier wichtige Industrie- und Rüstungsbetriebe ansässig waren. Es hatte aber auch damit zu tun, dass sich ‚der Feind‘ – ein Wort, das ich gar nicht denken kann – für unsere Angriffe auf seine Städte rächen wollte. Der Horizont meiner Kindheit und Jugend wurde von den Städten Mannheim, Heidelberg, Schwetzingen im Nordwesten Baden-Württembergs begrenzt, das damals noch Baden hieß und erst 1952 durch die Fusion der Länder Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern sowie Baden entstand. Da wurde ich gerade mal sieben Jahre alt.

Die Geschichte meiner Familie beginnt in Mannheim, der berühmten „Quadratstadt“, die ‚dem Feind‘ in ihrer geometrischen Anlage ideal dazu geeignet erschien, in sogenannten Experimentalangriffen die Wirkung seiner Spreng- und Brandbomben zu testen. Um die hundertfünfzig Angriffe sollen es zwischen Dezember 1940 und Mitte März 1945 gewesen sein, mehr als auf jede andere Stadt im Südwesten. Danach galt es aufzuräumen, wieder eine Ordnung herzustellen, neu anzufangen, ohne dass man schon hätte sagen können, wie es weitergehen würde. Es war eine Zeit einschneidender politischer Verschiebungen, von denen ich als Kleinkind natürlich nichts mitbekam, zumindest nicht direkt. Weil ich geschützt und behütet wurde. Dennoch hat die Zeitgeschichte auch meine frühen Erfahrungen stark beeinflusst, ganz einfach deshalb, weil meine Familie, ebenso wie jede andere in der Nachkriegszeit, ganz unmittelbar

davon betroffen war und damit klarzukommen hatte. Würde man genug zu essen haben? Wie sollte man den bevorstehenden Winter überstehen? Würde der Ehemann oder Vater aus dem Krieg zurückkommen? In was für einem Land würde man in Zukunft leben? Alles offene Fragen. Aus heutiger Sicht scheint das alles weit zurückzuliegen, dabei ist es gerade einmal siebzig Jahre her. Das waren die Rahmenbedingungen meiner frühen Jahre. Man wird in Verhältnisse hineingeboren, auf die man keinen Einfluss hat, die aber trotzdem Leben und Alltag prägen.

Um den Hintergrund und die Begleitumstände meiner Geburt verständlich machen zu können, muss ich ein klein wenig früher ansetzen. 1941 hat meine Mutter Berta Koch in Mannheim geheiratet. Mein Vater August war Ingenieur. Er hatte Maschinenbau studiert und vor und nach dem Krieg in einer großen Firma gearbeitet. Jetzt war er Soldat. Ich kann mich an meinen Vater im Grunde kaum erinnern, weil es ihn für mich nie richtig gab. Er kam unversehrt, wenn auch sehr dünn und ausgemergelt aus dem Krieg und der Gefangenschaft in Russland zurück. Da war ich ungefähr ein Jahr alt. Plötzlich lebte ein Mann bei uns, den ich nicht kannte. Der mir fremd war und der mir auch in den folgenden Jahren immer irgendwie fremd blieb. Ein damals durchaus typisches Schicksal.

Obwohl wir uns aneinander gewöhnten und ich natürlich auch froh darüber war, in einer vollzähligen Familie aufwachsen zu können, blieb unser Verhältnis immer mit Schwierigkeiten behaftet. Was mir von meinem Vater in Erinnerung geblieben ist, hat überwiegend mit unangenehmen, problematischen Dingen zu tun. Ich denke, das eigentlich Schlimme daran ist, dass wir nie wirklich miteinander geredet haben. Vieles zwischen uns ist unausgesprochen geblieben. Das gilt für alles Persönliche, Zwischenmenschliche, und ganz und gar gilt es für seine Ansichten, seine Überzeugungen oder die Politik.

Mein Vater war NSDAP-Mitglied. Er hatte zwar keine besondere Position in der Partei und war bestimmt auch kein glühender Nazi, aber irgendetwas muss ihn ja schließlich dazu veranlasst haben, der Bewegung beizutreten. Ich habe ein Foto, das ihn ungefähr 1943 mit dem Parteiabzeichen am Revers seines wie immer tadellosen Anzugs zeigt. Gesprochen haben wir darüber nie. Leider. In der Nachkriegszeit war dieses Thema tabu – nicht nur bei uns zuhause. Es wurde einfach totgeschwiegen, aber damit war es ja nicht aus der Welt. Jetzt ist mein Vater seit über dreißig Jahren tot, ich kann ihn nicht mehr fragen. Ich wünschte, ich könnte es. Dann würde ich vielleicht besser verstehen, wie es damals war. Ich ärgere mich darüber, dass ich erst so spät damit angefangen habe, mir überhaupt intensivere Gedanken darüber zu machen, was ihn damals beschäftigt hat und

was wichtig für ihn gewesen ist. Solche Dinge erfährt man normalerweise nicht in Büchern, man erfährt sie viel eher in Gesprächen. Trotzdem versuche ich heute, in Biographien von Zeitzeugen und TV-Reportagen über diesen Abschnitt der deutschen Geschichte mehr zu erfahren, über das Leben unserer Väter und Mütter.

Was ich weiß, weil ich es in unserer Beziehung immer wieder am eigenen Leib erfahren habe: Ganz im Gegensatz zu meiner Mutter, die ein Bauchmensch war, war mein Vater ein Kopfmensch, ein rational denkender, stiller Mann, was man auch an seinem Beruf sieht. Er hat technische Zeichnungen angefertigt. Außerdem war er Christ. Der christliche Glaube hat zeitlebens eine wichtige Rolle für ihn gespielt, nicht zuletzt deshalb, weil er einer streng katholischen Familie entstammte und nach diesem Wertesystem erzogen wurde. Wie passt beides zusammen? Und wie passt es zu einem barbarischen, menschenverachtenden Regime, wie es Deutschland zwischen 1933 und 1945 gewesen ist? Ich will meinen Vater nicht verurteilen. Ich finde es schlimm, andere anzuklagen, ohne ihnen die Möglichkeit zur Verteidigung zu geben. Wie sagt man so treffend: im Zweifel für den Angeklagten. Aber genau das ging eben ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr. Er hätte wohl von sich aus niemals damit angefangen. Und in seinen letzten Jahren hatte er Parkinson und tat sich sehr schwer mit dem Sprechen. Ich hätte jedoch früher auf ihn zugehen können und müssen. Wenn man dringliche Fragen an jemanden hat, muss man sie stellen, solange es noch geht, solange man noch Antworten bekommen kann, selbst wenn es schwierig ist und ein bisschen Überwindung kostet – das kann ich nur jedem raten, denn ich habe mich nicht überwunden und keine Antworten bekommen.

In der Wertewelt meines Vaters kam Homosexualität nicht vor. Er entstammte einer Welt, in der man ‚so etwas‘ – zumindest offiziell – ‚nicht machte‘, selbst wenn man Anlagen dazu in sich verspürte. Man gab das in seiner Generation nicht zu, sondern praktizierte – wenn überhaupt – im Verborgenen. Wie hätte ich ihm beibringen können, dass es für seinen Sohn die einzig richtige Entscheidung war, genau diesen Weg zu gehen? Auch das war eine unüberwindbare Barriere zwischen uns. Er hat sich wirklich schwer damit getan, meinen Lebensweg zu akzeptieren, obwohl ich der Ansicht bin, dass der Schritt gar nicht so groß gewesen wäre. Mein Vater war ein sehr schöner Mann, eine elegante Erscheinung. Er achtete sehr auf sein Äußeres, trug immer Hüte, zweireihige Maßanzüge. Es war ihm wichtig, dass er pikobello aussah, nicht nur in der Öffentlichkeit, auch zuhause. Seinem Äußeren nach hätte er ohne weiteres schwul sein können.

Etwa ein Jahr nach der Hochzeit meiner Eltern kam im September 1942 mein Bruder Jürgen zur Welt. Weihnachten 1941 war mein Vater für ein paar Tage Fronturlaub zuhause gewesen, neun Monate später wurde mein Bruder geboren. Meine Eltern zogen deswegen von Mannheim nach Schwetzingen, ungefähr 15 Kilometer südöstlich, in eine kleine Mansardenwohnung in der Karlsruher Straße: ein Zimmer, Schlafen, Wohnen, Essen – alles in einem. Vater ging zurück zu seinem Bataillon, meine Mutter musste sich in der Heimat alleine durchkämpfen. Viele Frauen haben ja damals in Fabriken gearbeitet, weil die Männer nicht da waren. Es waren die Frauen, die Deutschland am Laufen hielten.

Meine Mutter war eigentlich Schneiderin, arbeitete aber jetzt in Schwetzingen in der traditionsreichen Konserven- und Marmeladenfabrik „Bassermann“, die bereits 1903 zum Hoflieferanten des Großherzogs von Baden ernannt wurde. Die Firma gibt's heute noch, eine exklusive Marke für Suppen und Fertiggerichte, allerdings unter dem Firmennamen „Sonnen-Bassermann“. Das allein hätte aber nicht zum Überleben gereicht. Deshalb hat sie außerdem noch abends in Heimarbeit geschneidert. Ihre Schwester Anna, meine Tante, hat die Produktion in der Marmeladenabteilung der Firma geleitet. Tante Anna war für damalige Verhältnisse eine sehr emanzipierte Frau: kurze Haare mit Dauerwelle und strenge Berufskleidung. Ich finde, es gehört einiges dazu, eine solche Verantwortung zu tragen. Tante Anna war übrigens Befürworterin der Fruchtmarmelade. Sie war eine der ersten, die Erdbeer- oder Kirschmarmelade mit ganzen Früchten hergestellt hat. Dies war bereits beim Hinsehen ein Genuss, weil man die schönen Früchte durch das Glas sehen konnte. Bis dahin gab es hauptsächlich Gelee aus Fruchtsaft.

1944 kam mein Vater wieder an Weihnachten zum Fronturlaub nach Hause – und diesmal wurde ich gezeugt. Man muss das aus der Zeit heraus verstehen: Die Männer im Krieg waren auf Liebesentzug und nutzten die kurzen Heimataufenthalte, um Versäumtes nachzuholen und den Überdruck loszuwerden. Meine Mutter hat Anfang Januar 1945 gar nicht gemerkt, dass sie wieder schwanger war. Für sie stand fest: Sie wollte auf gar keinen Fall noch mal schwanger werden, denn es war schon eine große Last, meinen älteren Bruder alleine großzuziehen. Sie musste ihn jedes Mal nachts wecken, wenn Fliegeralarm war, um in den nächstgelegenen Bunker zu rennen, um Schutz zu suchen, während das Kind unaufhörlich weinte. Und das waren nur die Nächte. Tagsüber ging sie zur Arbeit, am Abend hat sie zuhause weitergearbeitet. Rund um die Uhr ging das. Man kann sich heute gar nicht mehr vorstellen, was für eine Strapaze das gewesen sein muss. Hier kann ich nur sagen „Chapeau für eine ganze Frauengeneration“, denn so ging es vielen.

Erst im Februar wurde meiner Mutter langsam klar, dass etwas nicht stimmte. Sie ließ Mitte März bei einem Gynäkologen einen Schwangerschaftstest machen und erfuhr, dass sie bereits im dritten Monat war. Abtreibungen in diesem Stadium wären damals ein aufwändiger Eingriff gewesen – und standen auch gar nicht zur Debatte, schon gar nicht in unserer – väterlicher- wie mütterlicherseits – streng katholischen Familie. Um es klar zu sagen: Meine Mutter stand in dieser misslichen Lage ganz alleine da. Was sollte sie tun? Wie sollte es weitergehen?

Später hat sie mir erzählt, dass sie bei der nächtlichen Rennerei ein-, zweimal die Treppe zum Luftschutzkeller runtergefallen sei. Sie hat das – halb im Scherz, halb im Ernst – als ‚schlechtes Omen‘ gedeutet: Vielleicht wär’ ich ja deshalb schwul geworden ...! Es ist schon verständlich, dass sie sich solche Fragen gestellt hat, dass sie nach Gründen dafür gesucht hat, die erklären konnten, wieso es so und nicht anders gekommen ist, wieso ich nicht ‚normal‘ geworden bin und ob sie am Ende eine Mitschuld daran trage. Keiner hat ‚Schuld‘ an irgendetwas, das ist in diesem Zusammenhang ein völlig untauglicher Begriff. Aber es waren halt zeittypische Fragen, die deutlich machen, wie verklemmt die Gesellschaft und das Denken seinerzeit noch gewesen sind. Wenn man nicht war wie alle anderen, muss irgendwas falsch gelaufen sein.

Niemand hatte damals eine Vorstellung davon, wann der Krieg endlich vorbei sein würde – und was danach käme. Das gesamte Vermögen meiner Mannheimer Großeltern väterlicherseits schien verloren. Sie zogen dann übergangsweise zu den Eltern meiner Mutter nach Schwetzingen, die selbst kaum etwas hatten. Meine Familie mütterlicherseits war arm, während mein Vater aus einer gebildeten, relativ wohlhabenden, begüterten Familie stammte. In eine solche Umgebung passte meine Mutter eigentlich gar nicht rein, was man sie auch immer wieder mal spüren ließ. Sie hatte ursprünglich zehn Geschwister, zwei – ein Zwillingsspaar – sind bei der Geburt gestorben, blieben noch acht. Einer ihrer Brüder ist im Zweiten Weltkrieg gefallen, sodass am Ende noch sieben Geschwister übrigblieben, ein Junge und sechs Mädchen. Es war damals in solchen sozialen Milieus durchaus üblich, viele Kinder zu bekommen, um wenigstens ein paar davon durchzubringen. Außerdem war man später, wenn die Kinder größer waren, auf deren Einkommen angewiesen. Viele Kinder zu haben, war in dieser Gesellschaftsschicht auch eine Überlebensstrategie, und meine Schwetzinger Familie war wirklich an der Armutsgrenze, weniger als heute Hartz IV.

Doch um den Faden wieder aufzunehmen: Mutter war zum zweiten Mal schwanger und bekam Panik. Um diese Zeit traf auch die Nachricht vom Tod

ihrer fürs Vaterland gefallenen Bruders ein. Sie war ohnehin schon völlig aufgewühlt – und jetzt das noch! Wenn sie geahnt hätte, dass der Krieg im Mai zu Ende sein würde, hätte sie wahrscheinlich leichter Mut fassen können. Das wusste sie aber nicht. Er dauerte ja schon sechs lange Jahre. In Mannheim fielen Bomben ohne Ende. Über die Medien erfuhr man nichts, außer Propaganda und Durchhalteparolen. Ausländische Sender hörte meine Mutter nicht und hätte sie auch gar nicht verstanden. Sie dachte damals, sie würde als Kriegserwitwe allein mit zwei Kindern dastehen. Eines war schon schlimm genug. Aber zwei? Wie sollte sie so einen neuen Mann finden!? Unvorstellbar!

Im Luftschutzkeller lernte Mutter in dieser Zeit zufällig, denn die Schutzsuchenden saßen eng aneinandergedrängt, eine Frau Schreiber kennen, der sie ihre Situation schilderte. Gertrud Schreiber, eine kleine, zierliche, aber selbstbewusste Person, sagte darauf zu ihr: „Machen Sie sich keine Sorgen. Ich kenne da jemanden in der Nähe von Schwetzingen, die macht so was.“ Was sie meinte, war eine „Engelmacherin“ aus Eppelheim, eine unangepasste Frau, vor dem Krieg Geburtshelferin, die wusste, wie ‚so etwas‘ ging. Also ist meine Mutter zu ihr hingefahren, um alles zu besprechen, und man wurde handelseinig – natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Sie konnte ja nicht in eine Klinik oder zum Arzt gehen, um abtreiben zu lassen. Schließlich war sie schon fast im vierten Monat. Das alles erschien meiner Mutter viel zu viel: „Das schaffe ich nicht!“ Also kratzte sie ihr Erspartes zusammen und nahm zusätzliche Heimarbeiten als Änderungsschneiderin an. Es wird sicherlich um eine hohe Summe gegangen sein, aber man muss das ja in Relation sehen – damals waren fast tausend Reichsmark schon eine Menge Geld, manchmal reichten auch zwei Stangen Zigaretten und ein Pfund guten Kaffees. Sie wollte den Eingriff wirklich vornehmen lassen, hat sich aber gleichzeitig nächtelang mit dem Gedanken herumgeplagt. Sie hat überlegt, ihr Gewissen befragt. Und als der verabredete Tag dann gekommen war, hat sich Mutter zurechtgemacht, ist mit der Straßenbahn raus nach Eppelheim gefahren, hatte ständig den Satz der ehemaligen Hebamme im Ohr: „Glauben Sie mir, Frau Koch, in solch ungewissen Zeiten ist es besser für das Kind!“ Als sie dort schweißgebadet ankam, machte sie auf dem Absatz kehrt und fuhr zurück nach Hause. Sie konnte es nicht. Sie hat es nicht fertiggebracht, ihr eigenes ungeborenes Kind töten zu lassen.

ENDLICH FRIEDEN

Ich denke, ihr katholischer Glaube hat ihr geholfen. Wenn man sich vorstellt, dass diese damals etwa dreißigjährige Frau weder mit ihrer Mutter noch mit ihren Schwestern und schon gar nicht mit dem Pfarrer darüber reden konnte,

bekommt man eine Ahnung davon, was sie durchgemacht hat. Sie musste eine so schwere Entscheidung ganz allein mit sich selbst ausmachen. Aber Berta Koch war eine sehr starke Frau, die durch den Krieg all ihre Träume leider nicht verwirklichen konnte. Sie hat eine Ausbildung als Schneiderin und Hutmacherin angefangen, beides dann aber aufgrund der äußeren Umstände, letztlich auch wegen uns Kindern nicht zu Ende bringen können. Dabei war sie begabt. Wenn jemand die Schauspielschule abbricht, heißt das ja auch nicht unbedingt, dass er kein guter Schauspieler ist. Meine Mutter konnte hervorragend nähen und schneidern, auch für sich selbst. Sie war eine schicke Person, die zwar aus kleinen Verhältnissen kam und relativ einfach gestrikt war, die aber über Herzensbildung und eine natürliche Eleganz verfügte. Sie war eine aparte Frau. Schick hat man oder man hat ihn nicht – und ich habe ihn von meiner Mutter geerbt! Dieses Feingefühl für Mode, für Schönheit – das hat sie mir mitgegeben.

Ihren Schwiegereltern hat diese modische Anmut und Eleganz nicht gefallen, sie hielten das für ‚zu schick‘, was durchaus abschätzig gemeint war. Es bedeutete unter anderem, dass sie zu viel Wert auf Äußerlichkeiten lege, nicht kochen könne und so weiter. Sie hat eben immer darauf geachtet, dass alles perfekt war. Tante Anna, ihre Schwester, war eine intelligente, zupackende Frau, Businesswoman würde man heute sagen, meine Mutter dagegen hatte eine starke künstlerische Veranlagung. Fast alle übrigen Geschwister waren Bürgersfrauen, wie Tante Mimi, Tante Gustl und Tante Rosel – alle, außer Tante Marie. Die war ein bisschen aus der Art geschlagen, sozusagen das schwarze Schaf der Familie, aber gerade sie liebte ich besonders. Sie trug damals schon rot ondulierte Haare, weiß gepudertes Gesicht mit Klecks dunkelrotem Lippenstift. Rauchte mondän mit Zigarettenspitze die Marke „Gold Dollar“, die bei den deutschen „Frolleins“ heiß begehrt, aber erst 1950 offiziell zu kaufen war. In der Eckkneipe „Zum Grünen Baum“ sang sie, wenn sie ‚in Stimmung‘ war, Lieder von Zarah Leander, zum Beispiel „Kann denn Liebe Sünde sein“ oder von Hilde Hildebrand „Ich bin wie Frau von Eschebach und mache alle Männer schwach“. Alles Chansons, die auch ich später in meinem Travestieshowprogramm im berühmten Berliner „Kleist Casino“ im Repertoire hatte. Dieses Showtalent habe ich vermutlich von ihr geerbt.

Mein Vater war über die zweite Schwangerschaft meiner Mutter übrigens zu Anfang gar nicht im Bild. Per Feldpost hätte es sowieso eine Weile gedauert, ihn zu erreichen. Aber über eine mögliche Abtreibung hätte sie ja auch mit ihm ohnehin nicht reden können. Wie gesagt, der Speyerer Teil meiner Familie bestand aus streng gläubigen Katholiken, der Cousin meines Vaters war Pater und Missionar, seine Cousine Äbtissin in einem Kloster. Die hätten eine Abtreibung

nie im Leben akzeptiert. Das wäre Sünde! Den Paragraphen 218 gab es noch nicht. Womöglich hätte meine Mutter nicht nur ihr öffentliches Ansehen verloren, sondern wäre sogar ins Gefängnis gekommen. Viele Frauen sind bei solchen inoffiziellen Eingriffen verblutet. Mein Vater hat jedenfalls erst von der Schwangerschaft erfahren, als der Gedanke an eine Abtreibung endgültig vom Tisch war. Das alles hat mir meine Mutter erst erzählt, nachdem der „Stern“ am 6. Juni 1971 titelte: „Wir haben abgetrieben!“ Dreihundertvierundsiebzig nicht prominente und prominente Frauen wie die Schauspielerinnen Senta Berger, Romy Schneider, Sabine Sinjen bekannten sich erstmals öffentlich zu dem Tabuthema Schwangerschaftsabbruch und forderten die ersatzlose Streichung des Paragraphen 218, der überholt sei. Vorbild war eine Kampagne des „Nouvel Observateur“ in Frankreich, an der im selben Jahr unter der Schlagzeile „Je me suis fait avorter“ so bekannte Frauen wie Simone de Beauvoir, Catherine Deneuve und Jeanne Moreau mitgewirkt hatten. Dass so viele Prominente sich öffentlich zur Abtreibung bekannten, auch wenn einige von ihnen, wie sich später herausstellte, selbst gar keinen Schwangerschaftsabbruch durchgeführt hatten, war ohne Zweifel ein Meilenstein in der Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland und hatte auch einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Schwulen- und Lesbenbewegung der damaligen Zeit. Erst 1992 kommt es zu einem Abtreibungskompromiss im Bundestag, der die Abtreibung bis zur zwölften Woche nach vorheriger Beratung erlaubt. Gottseidank gibt es heute Konfliktberatungen, psychologische Hilfen und Gesprächsgruppen, die den Schwangeren zur Seite stehen. Egal, wie sie sich entscheiden.

Meine Mutter hat sich damals für das Leben entschieden. Ich sage ausdrücklich: Ich verurteile niemanden, der aus seiner persönlichen Situation heraus zu einer anderen Entscheidung gelangt. Aber jede Frau sollte nachdenken. Hätte meine Mutter leichtfertig oder schnell gehandelt, gäbe es mich nicht. Ich wäre im Nirwana verschwunden und hätte das erfüllte Leben, das mir vergönnt war und vergönnt ist, nicht leben können. Als der Krieg am 8. Mai 1945 zu Ende war, erschien es meiner Mutter wie eine Bestätigung ihrer Entscheidung für das Kind. Es würde wieder bergauf gehen. Sie wusste, dass mein Vater noch lebte. Er würde zurückkommen, auch wenn sich das durch seine Gefangenschaft und diverse behördliche Verfahren wie die „Entnazifizierung“ noch etwas hinzog, der sich mein Vater als Parteimitglied auch zu unterziehen hatte.